

6. Sommersymposium auf Sylt
der VCH Akademie
**Ressentiment und Resonanz
oder vom heimlichen Groll und gütigem Blick**
Beiträge zur europäischen Kultur
Notizen



Resonanzen unter weitem Himmel auf der Grenze von Land und Meer
Foto: Ingeborg Arp

Dies Symposion fand statt aus einem aktuellen Wahrnehmungs- und Frageinteresse: Wir erleben gerade, wie sich der Geist des Dialogs und der Verständigung, der Europa über lange Zeit Frieden und Erfolg bescherte, systematisch verflüchtigt. Ob Geert Wilders in den Niederlanden, Orban und Kaczynski, der französische Front National, die Lega Nord oder neue rechte Parteien in Finnland, Schweden, Dänemark sowie hierzulande die AfD und PEGIDA: Der Geist des Ressentiments kehrt zurück nach Europa. Im Kampf gegen ein geeintes, grenzfreies und weltoffenes Europa sammeln sich Populisten, die als Retter des Abendlandes vor Überfremdung auftreten - gegen Flüchtlinge, MigrantInnen und besonders den Islam. Ressentiment will keine Probleme lösen, sondern „Feinde“ und Bedrohungen konstruieren – „im Hochgefühl grundsätzlicher Opposition und dauernder Kränkung“ (Max Scheler). Das Symposion hat mit seinen Lectures, Impulsen und Beiträgen der Teilnehmenden und deren Wahrnehmungen Ressentiments benannt, bei sich selbst ebenso wie Ressentiments, die auf Europa zukommen. Wobei der Konflikt zwischen Luxus und Rückkehr zum Einfachen bereits zweihundert Jahre alt ist. Fazit: Eine erneute kritische und

anverwandelt Lesung jüdisch-christlicher Geschichten und Kategorien verlangen gegenwärtig nach privater persönlicher wie nach politisch kollektiver Gestaltungskraft. Dass am Ende eine Wiederaufnahme von Hannah Arendts politischer Kategorie der „Barmherzigkeit“ angeklungen ist und dass sogar aus dem Gleichnis vom Weinbergbesitzer (Matthäus 20) selbst „Güte“ politikfähig geworden ist, mag zeigen, wie die besondere Insellage dieses Symposions den Ort gebraucht hat, um in Distanz und Nähe dem gestellten Thema gerecht zu werden.

Beginnen am **Sonntagabend 20. August 2017**: mit ersten Resonanzen aufs eigene Ankommen hier. Erzählungen von dem sofort eratemten Duft der intensiv blühenden Heide auf der Insel: Bei einer Teilnehmerin Anlass zur spontanen Erinnerung an einen anderen Heide Strauß, den sie gerochen hat, als der ihr unbekannte Vater nach russischer Kriegsgefangenschaft plötzlich mit diesen Blumen vor der Tür stand. Gerüche führen zur Erinnerung, wissen wir seit Proust. „Bist Du reif für die Insel“, lautet denn auch ein ebenso stressgeplagter wie sehnsüchtiger Hamburger Ausruf.

So schreibt denn auch ein Philosoph unserer Tage: *Was der Rahmen für ein Bild tut, indem er es aus dem Weltkontext ausschließt, das leistet der Isolator, das Meer, für die Insel. Wenn Inseln Weltmodelle sind, dann eben, weil sie vom übrigen Weltzusammenhang hinreichend getrennt sind...*¹

Getrennt auch vom Wasser, das zu Hause noch in den Keller gelaufen ist, getrennt vom Alltag auf dem Festland, getrennt vom Kümmern um das „Tägliche“. Solche Resonanzen lassen mögliche Ressentiments gegen die Insel sofort verschwinden. Dabei ist Klappholttal unter Umständen ziemlich einfach, denn manche haben nicht einmal Dusche und WC auf dem Zimmer, müssen also ein paar Schritte gehen. Aber das sei „ein absoluter Luxus“, wenn man auf die Anfänge von Klappholttal etwa nach dem 2. Weltkrieg schaut, wie Hartmut Schiller ebenfalls zu erzählen weiß.

So haben wir nun, angekommen, bereits eine konkrete Vorstellung von dem, was eine Insel sein könnte. Blauer Himmel, Strand, Reethäuser, ein nicht allzu großer Flecken Land im Wasser. Er hat keine kontinentale Größe. Zu dieser Insel gehört eine gewisse Übersichtlichkeit. Einige haben sich schon Fahrräder geliehen. (Mit Elektrik selbstverständlich): Wir müssen sehen können, dass die Insel immer noch vom Wasser umgeben ist. Und wir müssen wahrnehmen können, dass sie getrennt ist vom Festland. Das Sehen ist das Entscheidende, vielleicht auch für unser Thema „Resonanzen“?

Montag 21. August 2017

Eingesprungen wenige Tage vor Beginn des Symposions weiß die erste Referentin Dr. Karin Schäfer (Steinberg) genau, wovon sie spricht: Sie, die sich zusammen mit ihrem Mann auf ihrem Hof viele Jahre um heim-bedürftige (schwierig zu erziehende) Kinder gekümmert hat, nennt sogleich ein ihr häufig entgegen getretenes Ressentiment: „Heimkinder sind immer schuld!“ Das sei ein klassisches Ressentiment, weil der „heimliche Groll“ hinter solchen pauschalen Urteilen genau zu spüren ist. Ressentiments hätten klassischerweise immer die anderen - besonders die vom Urteilenden aus betrachtet minderwertigen anderen: die alteingesessenen stets rechtschaffenen Dorfbewohner gegen die neu hinzugekommenen Heimkinder ohne moralisch verpflichtende ‚Herkunft‘, die zu kurz gekommenen "lower

¹ Sloterdijk, Peter: *Sphären III Schäume*, S.315

classes" gegen die privilegierten oberen Zehntausend, die braven Spießbürger gegen die alle Tabus brechenden modernen Künstler, die Kleinkarierten gegen die Intellektuellen.

Erste kleine im Gespräch mit der Referentin dann entwickelte Definition: Ressentiment ist ein neidvolles Gefühl der Unterlegenheit und Ohnmacht derer, die – ihrer Meinung nach - die eigentlich wertvolle Arbeit leisten und deshalb die Macht haben sollten;



Den Schatten nicht vergessen: Brücke zum Strand

Foto: Doris Schick

Oder: Ressentiment ist ein starkes neidvolles Gefühl derer, die ihr Nicht-Können zum Nicht-Wollen umdefinieren, und diese Umdeutung moralisch begründen: sie sind trotz ihrer Unterlegenheit und Ohnmacht die Besseren und wegen dieser moralischen Höherwertigkeit

müssten ihnen doch eigentlich Macht, Geld und andere entsprechende Privilegien zuteilwerden. Ressentiment gilt als ein ethisch überaus verwerfliches Gefühl.

Mit Friedrich Nietzsche gewinne der Ressentiment-Begriff zum ersten Mal philosophische Bedeutung. Nietzsche ist der Auffassung, dass die jüdisch-christliche Moral Europas aus dem Ressentiment geborene "Sklavenmoral" ist. Aber schon bei Nietzsche könne man spüren, dass der Vorwurf des Ressentiments selbst kaum ohne den Tonfall des Ressentiments auskommt. Nietzsches Eltern kamen beide aus protestantischen Pfarrhäusern; er, der hochbegabte Sohn, hat die jüdisch-christliche Moralerziehung Europas am eigenen Leib und an der eigenen Seele schmerzhaft erfahren. Er entlarvt sie als einschränkende und kleinmachende Moral, eben als Sklavenmoral, und lehnt sie scharf ab.

Nietzsche hat in seiner Schrift *Genealogie der Moral* das Ressentiment als die große Triebfeder beschrieben, durch die die herrschende (jüdisch-christliche) Moral überhaupt erst in ihrer ganzen lebenshindernden Verkehrung zur Macht gelangt ist. Denn um Macht, so legt es auch Nietzsches genealogisches Verfahren frei (das wir an drei Textbeispielen – siehe Reader- nachlesen), geht es allemal auch im Falle der Moral; die Deutungshoheit über moralische Fragen, besetzt durch eine asketische Priesterkaste, ist das Ergebnis eines Kampfes, in dem das Ressentiment eine zentrale Stelle einnimmt.

Den Ressentimentgeladenen kennzeichne in erster Linie, dass er *gar nicht* handelt, wie auch ein Sklave gar nicht handeln (kann), sondern nur fremde Befehle ausführt, bzw. ausführen kann. (Er ist als Sklave eine Sache, ein ersetzbares, käufliches Rädchen, das von den Mächtigen und Privilegierten benutzt wird. Sein – selbstbestimmtes - Handeln bleibt in ihm verkapselt. Das Ressentiment im Wortsinne ist ja ein Re-Sentiment, ein bloßes Wieder-Fühlen einer einmal erlittenen Verletzung, einer Niederlage, einer Herabsetzung. Das Ressentiment sei also alles andere als ein spontaner Reflex auf ein erlittenes Unrecht. Wer ein Ressentiment hat, kann gar nicht anders, als das Gefühl der ohnmächtigen Kränkung in sich zu konservieren, aufzubewahren und wieder und wieder umzuwälzen. Er handelt immer mit zeitlicher Verspätung, also niemals direkt, immer erst nach einem immerwährenden und niemals abgeschlossenen Prozess der seelischen „Verdauung“ der erlittenen Schmach – das unterscheidet das Ressentiment von Erscheinungen wie „Zorn, Liebe, Ehrfurcht, Dankbarkeit und Rache“, die allesamt spontane Reaktionsweisen darstellen. Diese Verspätung führt dazu, dass das Ressentiment niemals einen direkten Blick auf die Welt wirft; wenn es auf etwas reagiert, dann ist diese Reaktion in Wirklichkeit gar nicht in erster Linie der jeweiligen Situation und dem jeweiligen Gegenstand des Ressentiments geschuldet. Dieser ist vielmehr eine Art Vorwand. Hinter dem Urteil des Ressentiment-Typus verbirgt sich immer ein Vor-Urteil, dessen Entstehung aber verborgen bleibt. Daher urteilt und handelt der Ressentimentgeladene seltsam undurchsichtig. Der Mensch des Ressentiments, so Nietzsche, sieht alles aus schiefer Perspektive. „Seine Seele *schielt*; sein Geist liebt Schlupfwinkel, Schleichwege und Hinterthüren“. Das Ressentiment sieht die Dinge nicht unvoreingenommen; es hat ein „Giftaupe“, das alles umfärbt, umdeutet und um-sieht.

Nietzsche hat – so Karin Schäfer – die Verlogenheit christlicher Moral gekonnt entlarvt und damit den entsprechenden kirchlichen Macht- und Würdenträgern die Peitsche aus der Hand gerissen: die ‚Skaven‘ probten den Aufstand gegen die einschränkende, sie fremdbestimmende Moral, - mit Erfolg. Die Heteronomie war gesellschaftlich entmachtet bzw. auf ein imaginäres Jenseits beschränkt, die Autonomie hielt triumphalen Einzug, - „anything goes“ war ihr verheißungsvoller Slogan.

Die Lectures in Sylt galten auch der Suche nach einem Ausweg aus der Ressentimentgeladenheit. Was ist zu tun? Was ist zu lassen? Mehr als nach weiterführenden Fragen zu suchen, könne das Syltsymposion nicht leisten, so Karin Schäfer am ersten Abend. Wie wird die Gesellschaft im Zeitalter des Individualismus, wie wird der Einzelne die moralische Zwangsjacke (Heteronomie) los, ohne in die Heimatlosigkeit der Beliebigkeit (Autonomie) zu fallen? Was kann eine theonome, freie und heimatstiftende Geisteshaltung, wie Paul Tillich sie beschreibt, befördern?

Die Frage von **Karin Schäfer am Montagnachmittag** auf dem Hintergrund der morgendlichen Lecture und des Gesprächs über Ressentiment und wie man ihm beikommt, lautete: Wie kommt das Böse in die Welt? Das sei auch eine der Leitfragen im Denken von Martin Buber, einem der bekanntesten jüdischen Philosophen des 20. Jahrhunderts, gewesen. Welche Rolle hat es in unserem Leben? Wie können wir uns ihm stellen und ihm sinnvoll begegnen? Und wie lässt sich Leben zum Guten wenden? Am Beispiel der Genesisgeschichte vom Kain und Abel (Genesis 4,1-16) gab es eine erste Unterscheidung:

Das Böse kann nicht mit der ganzen Seele getan werden; das Gute kann nur mit der ganzen Seele getan werden.² Der Mensch, schreibt Buber, fängt trotz all der Last gewesener Geschlechter immer Von Neuem als Person an mit unendlichen Möglichkeiten als Gefahr und höchste Chance „Hier hat nach vielen Jahrhunderten die talmudische Lehre von den beiden Trieben eingesetzt. Zwei *Triebe* sind in *der* Schöpfung des Menschen gegeneinander gesetzt. *Der* Schöpfer hat *sie dem* Menschen als dessen Zwei *Diener* mitgegeben, *die* ihren Dienst aber nur im echten Zusammenwirken vollziehen können. Der „böse“ *Trieb*« ist nicht weniger notwendig als sein Geselle, ja notwendiger noch als *er*, denn ohne ihn würde Mensch kein Weib freien und keine Kinder zeugen, kein Haus bauen und keinen Wirtschaftsverkehr pflegen, ist doch auch „alle Arbeitsmüh und alle Werktüchtigkeit das Wetteifern eines Menschen *mit seinem* Gefährten« (*Prediger* 4, 4). Darum wird *dieser Trieb - die Hefe im Teig*« genannt, als *der* von Gott in die Seele gelegte Gärstoff, ohne den der Menschenteig nicht aufgeht. So hängt denn *der* Rang eines Menschen notwendigerweise *mit* der Menge der „Hefe“ in ihm zusammen; „wer größer als ein anderer ist, dessen Trieb ist größer als der des anderen“. Seinen stärksten Ausdruck findet der Hochwert des „bösen Triebes“ in der Deutung jenes Schriftverses (Genesis 1,31), der Gott am Abend des Tages, an dem er den Menschen erschaffen hatte, alles von ihm Gemachte ansehen und es „sehr gut“

² (Aus Martin Buber. Bilder von Gut und Böse. Ges.W.Bd. 1.München 1962.S.642ff)

finden lässt; dieses „sehr gut“ gehe auf den bösen Trieb, wogegen dem guten nur das Prädikat „gut“ zukomme; unter beiden ist eben der böse der grundlegende. Daß er aber der böse heißt, kommt daher, daß der Mensch ihn böse gemacht hat. So dürfte Kain zwar (wie im Midrasch gesagt wird) dem ihn zur Rechenschaft ziehenden Gott entgegen, er, Gott, selber sei es, der ihm den bösen Trieb eingepflanzt habe; aber die Antwort wäre doch unwahr, denn erst durch ihn, den Menschen, ist er böse geworden. Er ist es geworden und wird es je und je, weil der Mensch ihn von dem Gesellen trennt und in solcher Verselbständigung eben den, der ihm zu dienen bestimmt war, zu seinem Götzen macht. Die Aufgabe des Menschen ist daher nicht, den bösen Trieb in sich zu vertilgen, sondern ihn wieder mit dem guten zu vereinen. Man muß den bösen Trieb mit hereinnehmen in die Liebe zu Gott, so und nur so wird sie vollkommen, und so und nur so wird er wieder, wie er geschaffen war: »sehr gut«. Damit man aber zu diesem Ziele gelange, muß man damit beginnen, beide Triebe im Dienste Gottes zusammenzuspannen. Wie wenn ein Bauer zwei Rinder besitzt, eins, das schon gepflügt hat, und eins, das noch nicht gepflügt hat, und nun soll ein neues Feld urbar gemacht werden: da bringt er die beiden gemeinsam unters Joch. Wie aber ist der böse Trieb zu bewältigen, dass er solches mit sich geschehen lasse? Nun denn, er ist ja nichts anderes als ein rohes Erz, das man ins Feuer tun muss, um es formen zu können; so tauche man ihn ganz und gar in das große Feuer der Thora. Und auch das vermag der Mensch nicht aus eigener Kraft; wir müssen beten, dass Gott uns helfe, seinen Willen mit dem ganzen Herzen zu tun.



Foto: Doris Schick

Darum bittet der Psalmist (86,11):

„Eine mein Herz, deinen Namen zu fürchten“; ist doch die Furcht das Tor zur Liebe.

Diese bedeutsame Liebe kann nicht verstanden werden, solange man Gut und Böse, wie üblich als zwei einander polar entgegengesetzte Mächte oder Richtungen auffasst. Ihr Sinn erschließt sich uns erst, wenn wir sie als wesensungleich erkennen, den »bösen Trieb« als die Leidenschaft, als die dem Menschen eigentümliche Kraft also, ohne die er weder erzeugen noch hervorbringen kann, die aber, sich selber überlassen, richtungslos bleibt und in die Irre führt, und den »guten Trieb« als die reine Richtung, das heißt, als die eine unbedingte Richtung, die auf Gott zu. Die beiden Triebe einen, das will sagen: die richtungslose Potenz der Leidenschaft mit der einen Richtung versehen, die sie zur großen Liebe und zum großen Dienste tauglich macht. So und nicht anders kann der Mensch ganz werden.“

Es schließt sich eine lange Diskussion über **die Frage an, ob das Böse der Preis der Freiheit sei und dass die „Gebote“ mit ihrem „Du sollst“ einem schon ein bisschen auf die Nerven gehen.** Erst recht, wenn Menschen mit diesem Anspruch an einen herantreten, die sich selbst nicht danach richten. Zwar seien die geforderten Inhalte: Nicht lügen, nicht die Ehe brechen, nicht töten, nicht stehlen, sich selbst und dem andern am Sonntag Ruhe gönnen, sich um die alten Eltern kümmern, ja nicht schlecht. Aber durch dies „Du sollst“ bekomme das Ganze einen sehr moralischen Beigeschmack.

Es bevormundet und reglementiert und lässt wenig Platz für die eigene Freiheit. Da kann es helfen, noch mal genau in die Bibel zu schauen. Dort steht nämlich als aller erstes, vor jedem „Du sollst“, der Satz: „Ich bin Jahwe, dein Gott, der dich aus Ägypten geführt hat, aus dem Sklavenhaus.“ (Ex 20,2) Das ist die Präambel, der vorgestellte Satz, aus dem heraus sich alle nächsten Sätze erklären.

Bevor Gott mit irgendeinem Anspruch an den Menschen herantritt, sagt er ihm:

Ich bin der, der dich in die Freiheit geführt hat. Ich will deine Freiheit und deshalb kommen die folgenden Gebote. Sie sollen dich nicht reglementieren, sondern dir und deinen Mitmenschen Freiheit garantieren. Und dazu passt es, dass ich die Gebote gar nicht mit diesem fürchterlichen „Du-sollst“ beginnen lassen muss. Ich kann diese Texte nämlich genauso auch mit „Du wirst“ übersetzen. Im Hebräischen werde nicht unterschieden zwischen „du sollst“ und „du wirst“. Also wir können auch sagen: Du wirst keine anderen Götter neben mir haben, du wirst den Ruhetag halten, du wirst für deine alten Eltern, für Vater und Mutter sorgen, du wirst nicht töten, nicht stehlen, nicht ehebrechen. Das klingt ganz anders als „du sollst“. Hier stellt Gott keine moralischen Anforderungen, sondern er traut etwas zu. Er vertraut und behandelt mich nicht wie ein unmündiges Kind, dem man seine Grenzen aufzeigen muss, sondern er behandelt mich wie einen Erwachsenen, dem man zutrauen kann, dass er sein Leben und seine Freiheit so gestaltet, dass die andern auch in Freiheit leben können.

Abends dann Gespräch über den **Film: Nothing personal** von 2009 (Regie: Urszula Antoniak, Drehbuch: Urszula Antoniak, Kamera: Daniël Bouquet, Darsteller: Lotte Verbeek, Stephen Rea).

Gespräch darüber (einen Abend später): Wie nähert man sich einander an, ohne persönlich zu werden? Man kennt einander nicht, weiß nichts voneinander und will das alles auch gar

nicht. Dennoch schuftet man gemeinsam im Garten und lebt streng nach der Devise „Arbeit gegen Essen« unter einem Dach. Von dieser ungewöhnlichen Situation geht die Regisseurin Urszula Antoniak in ihrem Spielfilmdebüt NOTHING PERSONAL aus.

Der Wildfang und der Kauz. Sirenenhaft mimt Lotte Verbeek die junge Holländerin, die nach einer gescheiterten Ehe, den Ring vom Finger streift und fortan mit Rucksack durch die Lande zieht. Der Zuschauer verfolgt ihre ruppigen Bewegungen, wenn sie etwa das Zelt für eine Nacht am Strand aufbaut und sich in den Schlafsack zurückzieht. Oder wenn sie plötzlich aus einem fahrenden Lkw springt. Immer wieder verweilt die Kamera auf ihrem Gesicht, den feuerroten Haaren und hellblauen Augen mit einem störrischen Blick. Immer wieder fragt man sich auf ihrer Wanderschaft? Was macht sie? Was hat sie vor?

Im Gespräch ziehen wir die Parallele zum im Film zitierten Schubertlied aus der Winterreise „Fremd bin ich eingezogen“. Man könnte sagen, der Film sei an diesem Müller Gedicht, das Schubert vertont hat, entlang inszeniert. Das Thema Resonanz durch Natur und Dinge werde, so unser Gespräch, hier zum Bild, wenn die Landschaft als »handelnde Person« in die Ereignisse eingebunden ist; wenn der Ton den Wind einfängt und dieser die Protagonistin stetig auf ihrer Wanderschaft begleitet.



Zudem verlässt sich die Regisseurin ganz auf die Ausdruckskraft der Gesichter und Gesten ihrer Schauspieler. Und sie setzt bewusst auf Stille statt auf erklärende Dialoge. So werde selbst das Interieur eines Landhauses – die Einrichtung einer Küche, das Sortiment der Musiksammlung oder der Blick aus einem Fenster – beredt.

Dienstag 22. August 2017

Dieser Tag gehörte der Frage, was ist mit jenen Ressentiments, die auf uns zukommen in Europa?

Dazu begann Bettina Kommos (Heidelberg) mit einem kleinen Umweg über den amerikanischen Schriftsteller und Philosophen Henry D. Thoreau: „(...) *Ich will lieber einen Kürbis, den ich für mich allein habe, als gedrängt auf Samtkissen sitzen. (...) „Sollen wir denn immer trachten, mehr von solchen Dingen zu verlangen, statt einmal mit weniger zufrieden zu sein? Je mehr ihr habt von derartigen Dingen, umso ärmer seid ihr.“*

Ein Zurück ins Einfachere prägt unsere Denkmuster in Europa ebenso wie die luxuriösen Steigerungsimperative. Prägend geworden seien die letzteren. Aber, so ihre Frage: **Inwiefern hat sich der Geist des Dialogs und der Verständigung, der Europa über lange Zeit Frieden**

und Erfolg bescherte, derzeit systematisch verflüchtigt? Welche alten und neuen Feindbilder die politische, soziale, aber auch die persönliche Kommunikation vergiften, welche Ressentiments werden Europa entgegen gebracht?

In ihrem Vortrag vertrat sie die These: Diejenigen, die reflexhaft behaupten, es handle sich bei der Spur der Gewalt, die wir gegenwärtig erleben, um einen 'clash of civilisations', einen Konflikt oder gar Kampf der Kulturen, in dem der Islam und der Westen, Religion und Vernunft einander gegenüberstehen, vermögen zahlreiche politische, soziale und ökologische Übel nicht zu erklären. Unter der Schicht quasireligiöser Rhetorik des IS verberge sich zum Beispiel etwas, das an weltlich ausgerichtete Radikale des 18./19. und frühen 20. Jahrhunderts erinnert: Frauenverachtung, Kriegsverherrlichung, Nationalismus, Judenhass und Ressentiment gediehen damals mitten in Europa. Hintergrund war die zu tiefen Erschütterungen führende Industrialisierung.



Foto: Doris Schick

Der Anarchismus fand viele Anhänger: Europäische Großstädte und Eliten wurden schon damals von unzählbaren Bombenattentaten heimgesucht. Im späten 19. Jahrhundert verübten Franzosen Bombenattentate auf Varieteetheater, Cafés und die Pariser Börse. Diese Attentäter hätten mehr gemeinsame mit den vom *IS* inspirierten EU Bürgern, die im November 2015 auf einem Rockkonzert, in Bars und Restaurants beinahe 200 Menschen in Paris umgebracht haben.

Diese Attentäter hätten mehr gemeinsame mit den vom *IS* inspirierten EU Bürgern, die im November 2015 auf einem Rockkonzert, in Bars und Restaurants beinahe 200 Menschen in Paris umgebracht haben.

Frage also, wenn uns das Ressentiment weltweit Ausgegrenzter bedrängt in Europa und auf uns zukommt: Wie gehen wir damit um?

Darauf gab sie nicht gleich eine direkte Antwort, sondern richtete ihre Aufmerksamkeit wie in einem Brennglas auf eine fundamentale Umbruchzeit des Denkens der Neuzeit; also auf eine Gelenkstelle, die prototypisch auch für die gegenwärtige Zeit gedeutet werden kann. Zwei Typen sozusagen: Voltaire auf der einen, Rousseau auf der anderen.

Sie begann mit Voltaire und dessen aufklärerischer Infragestellung überkommener Machtansprüche von Kirche und Staat und seinen Ideen des Liberalismus, seine Gedanken zu individueller Freiheit, Wohlstand und Luxus. Ihm stellte sie Rousseaus Unbehagen an der Moderne, gegenüber mit seiner antagonistischen Reaktion auf die aufklärerischen Eliten. Schließlich erwähnte sie Adam Smith mit seiner Betrachtung der Wirtschaft, in der Neiden eine zentrale Rolle spielt.

Alle drei spielten in unseren Selbstwahrnehmungen und Schuldgefühlen immer noch eine Rolle: **Voltaire (1694-1778 Paris)**. Mit seinem Gedicht **«Le Mondain»** -Über den Luxus stellt seinen Autor als Besitzer von feinen Wandteppichen, Silberwaren und einer prunkvollen Kutsche dar, der in Europas luxuriöser Gegenwart schwelgt und mit Verachtung auf dessen religiöse Vergangenheit herabsieht. Voltaire sei ein typisches Beispiel für den eigennütigen Bürger, der Handel und Freiheit als Mittel gegen willkürliche Autorität und Hierarchie bewarb. Er habe den Luxus gepriesen und verteidigt: Damit sich die Gesellschaft weiterentwickelt, müsse mehr hergestellt werden, als man zum puren Leben braucht. Die Ungleichheit der Gesellschaftsmitglieder sei zunächst notwendig, denn sie schafft für einige die Möglichkeit, Kunst und Wissenschaft – Luxus - zu entwickeln und zu genießen, damit aber den Fortschritt für alle erst möglich zu machen.

Die Gesellschaft sollte versuchen, die Ungleichheit zu reduzieren, denn desto mehr ihrer Mitglieder am Luxus teilhaben können, desto besser für die Gesellschaft und ihre Weiterentwicklung.

Sein Antipode hingegen, Jean-Jacques Rousseau (1712 Genf-1778 Paris) weigerte sich zu glauben, dass das Zusammenspiel individueller Interessen, das die neue Gesellschaft voranbringen sollte, eine neue Harmonie hervorbringen kann.

So erklärte er in einem ausgezeichneten Wettbewerbsbeitrag, dass der Fortschritt -entgegen der von den Aufklärungsphilosophen behaupteten zivilisierenden und befreienden Wirkung –zu neuen Formen der Knechtschaft führe: *Wissenschaft und Künste breiten nur*

»Blumenkränze ... über die ihnen angelegten Ketten aus«. Tatsächlich sind »unsere Seelen ... in dem Maße verdorben, in dem unsere Wissenschaften und unsere Künste vollkommener geworden sind«. Das Wort Finanzen, sagte er, ist ein „Sklaven-Wort“, ein „Mittel, um Diebe und Verräter zu produzieren und die Freiheit und das Gemeinwohl zu verscherbeln.“

Es sei nicht nur so, dass die Starken die Schwachen ausbeuteten; die Machtlosen seien außerdem eifrig darauf bedacht, die Mächtigen nachzuahmen. Aber wenn Menschen versuchten, mehr aus sich zu machen als andere, versuchten sie am Ende, andere zu beherrschen und ihnen eine Position der Unterlegenheit und Fügsamkeit aufzuzwingen. Die wenigen Glücklichen an der Spitze lebten indessen in Unsicherheit und seien dem Neid und der Bosheit der Verlierer ausgesetzt. Diese setzten alle verfügbaren Mittel ein, um ihre unerfüllten Sehnsüchte zu stillen, wobei sie dieses Ziel hinter einem Schleier aus Höflichkeit oder sogar Güte versteckten. Rousseau zeichnet ein düsteres Bild. »Es gibt keine aufrichtigen Freundschaften mehr, keine wirkliche Hochachtung, kein festes Zutrauen. Argwohn, Misstrauen, Furcht, Kälte, Zurückhaltung, Hass und Verleumdung werden sich ewig unter diesem einförmigen und betrügerischen Schleier der Höflichkeit ... verstecken.« Dieses verheerende Innenleben war der »innere Widerspruch« im Herzen der Kommerzgesellschaft, der den heiteren Fluss des Fortschritts in einen Mahlstrom verwandelte.



Foto: Ingeborg Arp

Entscheidend bei Rousseau wie bei vielen seiner ideologischen Nachfolger ist die Tatsache, dass er Politik stets als **etwas Persönliches** empfand– im Unterschied zu jenen, die abstrakten Theorien anhängten. Er glaubte, alle Diener hätten dieselben Laster – Unehrlichkeit, Hochmut, Zorn und Neid–, weil er selbst einer gewesen war. **Rousseau** besaß

ein tiefes Verständnis des Ressentiments, auch wenn er den Ausdruck selbst nie benutzte— Rousseau, der erste empörte Diagnostiker der kommerziellen Gesellschaft und der Wunden, die sie der menschlichen Seele durch die Pflicht zur Anpassung an ihre mimetischen Rivalitäten und Spannungen zufügt. Zitat Bettina Kommos: „Rousseau spürte als einer der Ersten, dass eine Macht, die es an theologischer Gründung oder transzendenter Autorität fehlte und die als Macht über konkurrierende Individuen verstanden wurde, von Haus aus instabil war. Man konnte sie nur zeitweise besitzen, und sie verurteilte Reich und Arm gleichermaßen zu einem permanenten Zustand des Ressentiments und der Angst.“ Nach Donald Trumps Sieg könne man unmöglich weiterhin die tiefe Kluft leugnen oder verschleiern, die erstmals von Rousseau erkundet wurde— die Kluft zwischen einer Elite, die sich die erlesensten Früchte der Moderne aneignet und ältere Wahrheiten verachtet, und entwurzelten Massen, die sich von diesen Früchten ausgeschlossen sehen und sich in Gefühle kultureller Überlegenheit, in Populismus und verbitterte Brutalität zurückziehen. Die Widersprüche und die Kosten eines auf Minderheiten beschränkten Fortschritts –von einer revisionistischen Geschichtsschreibung vehement bestritten und durch aggressive Wortverdrehung lange geleugnet— sei inzwischen in globalem Maßstab sichtbar geworden. Bis heute sind Rousseaus Antworten auf die kosmopolitische Kommerzialisierung die Argumentationsgrundlagen kultureller und wirtschaftlicher Nationalisten weltweit.

Die jüngsten Ausbrüche von Ressentiments gegen Schriftsteller und Journalisten, sowie Politiker und Technokraten, Geschäftsleute, Bankiers zeigen, dass Rousseaus „Geschichte des menschlichen Herzens“ sich unter den Unzufriedenen immer noch fortsetzt.

Freilich habe **Tocqueville bereits damals gewarnt:**

„Wer in Freiheit leben will, muss sich an ein Leben voller Ungewissheit, Veränderung und Gefahr gewöhnen“, sonst werde aus grenzenloser Freiheit leicht eine Sehnsucht nach unbeschränkter Despotie:

FAZIT: Den Mythos vom Tellerwäscher, der zum Millionär aufsteigt, könnte man als das große Versprechen des Liberalismus verstehen: Jeder hat nicht nur die *gleichen Rechte*, sondern auch die *gleichen Chancen* - jeder ist seines Glückes Schmied. Es schwingt darin ein immenser Zukunftsoptimismus mit. Das politische und ökonomische Selbstverständnis moderner Gesellschaften basiert nicht zuletzt auf den Träumen von Fortschritt und Wachstum, Selbstverwirklichung und Durchlässigkeit. In Zukunft, so die zu Grunde liegende Idee, wird es dem Einzelnen materiell bessergehen als in der Gegenwart.

Wir sähen aber heute, dass dieses Versprechen für eine große Zahl von Menschen drastisch an Überzeugungskraft verloren hat. Das gilt nicht allein für jene Länder, die in den letzten 200 Jahren zu den Verlierern der kapitalistischen Dynamik gezählt haben und heute verzweifelt versuchen, sich in die globalen Handelsströme einzufügen. Sondern auch für die Kernländer des Liberalismus. Aber jeder möchte sein, wie wir. Das erzeuge Neid. „Das böse Auge“ ist im Mittelmeerraum seit jeher eine lebendige Kraft gewesen. Davor müsse man sich schützen. Das gehe aber nicht durch Wälle, Stacheldraht und Mauern.

Die Referentin schloss wörtlich: „Deshalb reicht es nicht länger aus zu fragen: »Warum hassen sie uns?« Und es reicht auch nicht mehr aus, politischer Verderbtheit, finanziellen Machenschaften und den Medien die Schuld zu geben. Der globale Bürgerkrieg steckt tief in uns selbst; seine Maginot-Linie läuft quer durch unser Herz und unsere Seele. Wir müssen unsere eigene Rolle innerhalb einer Kultur überprüfen, die unstillbare Eitelkeit und platten Narzissmus fördert. Es ist notwendig, eine Welt ohne moralische Gewissheiten und metaphysische Garantien nicht nur zu interpretieren, damit die Zukunft nicht so grauenvoll wird. Vor allem müssen wir intensiver nachdenken über unsere eigene Verwicklung in alltägliche Formen der Gewalt und Enteignung und über unsere Gefühllosigkeit angesichts des allenthalben zu beobachtenden Leids.“

Nach der Pause schließt sich die Lesung des **Gleichnisses mit dem Weinberg** (Matthäus 20 siehe Reader) an. Unser Gespräch geht zunächst darauf ein. Manche meinen, es gehe hier um Gerechtigkeit. Aber, so ein anderer, hier werde gerade ein Fass aufgemacht gegen die normale Verteilungsgerechtigkeit. Menschlich gelesen, müsse man beim Winzer sogar von „Machtmissbrauch“ reden.



Foto: Ingeborg Arp

Nein, so antwortet jemand, hier gehe es um eine „höhere Gerechtigkeit“, denn es sei ja eine Metapher. Das sei nicht „Verteilung nach Gutsherrenart“. Gleichnisse, so weiter, wollen immer „zu Denken“ geben. Sie seien „Stein des Anstoßes“. Das Leben sei eben nicht gerecht, Gleichheit gebe es nicht. Aber, so eine Teilnehmerin, Gleichheit zum Beispiel in der Erziehung von Kindern und Gerechtigkeit müsse doch angestrebt werden, sonst gäbe es Mord und Totschlag, siehe Kain und Abel. Jemand beklagt, hier gehe es im Gespräch immer nur ums „Materielle“, wo bleibe die Seele? Sie vermisse die Anteilnahme, auch bei Voltaire,

der zwar wolle, dass alle am Luxus teilhätten, aber genau wisse, dass nicht alle bei Friedrich dem Großen tafeln könnten. Eigennutz mag ja zu Gemeinnutz führen, aber Eigensinn, so ein anderer, eben nicht zu Gemeinsinn! Geld, sagt jemand, sei doch begrenzt, aber das Gleichnis spreche „Güte“ an. Und die sei unbegrenzt! Freilich, wo Güte nicht politisch gestaltbar ist, müssten immer noch Recht und Gerechtigkeit als globale Werte angenommen und verteidigt werden. Jemand sagt: Wo kein Richter ist, kann der Ankläger noch so laut schreien.

Eine weitere Teilnehmerin: Es gäbe ja jetzt schon so etwas wie eine „Europadämmerung“, (so der brillante Essay des bulgarische Intellektuelle Ivan Krastev), weil Ost und West eine viel zu unterschiedliche Erfahrungsgeschichte hätten, als dass sie politisch kooperieren könnten. Eben noch, als das Versprechen geschützter Rechte durch Europa einlösbar schien, war es, als wolle die Welt europäischer werden: säkular, rechtsstaatlich, aufgeklärt. Plötzlich aber wirke der europäische Liberalismus wie eine merkwürdige Praxis von Bewohnern einer winzigen Insel. Er stehe vor einem ungelösten Selbstwiderspruch: "Wie lassen sich unsere universellen Rechte mit der Tatsache vereinbaren, dass wir sie als Bürger ungleich freier und wohlhabender Gesellschaften genießen?"

Jemand erwähnt: Das Problem sei die weltweite „Bildung“. Und was das Ressentiment gegen Europa angehe: Es gäbe zu wenig Bildung, stattdessen sei das Geld an die Stelle des Winzers (Gottes) getreten. Eine „christliche Wirtschaftsethik“ müsse her. Dies gebe es so nicht, wird gekontert: Wer darunter einen festgefühten Bestand von Normen erwartet, deren Befolgung eine Harmonie des Strebens nach Gott und nach Geld garantiert, werde sich enttäuscht sehen. Denn der Versuch christlicher Ethik, zu einer sozial und ökologisch verantwortbaren Wirtschaft beizutragen, sei ein Lernprozess: Das notwendige Orientierungswissen für eine gerechte und lebensdienliche Ökonomie sei nicht schon in der Bibel oder im Traditionsgut der christlichen Soziallehren vorhanden, jedenfalls nicht in hinreichend differenzierter Form. Es muss vielmehr in immer neuen ökonomischen, sozialen, ökologischen und politischen Abwägungsprozessen erschlossen werden. Es folgt dann ein langes Gespräch über den europäischen Kolonialismus. Jemand schließt: Im Gleichnis sei deutlich, dass sich nur „etwas Lebendiges“ (wie Liebe, Güte, Anerkennung) teilen lasse. Geld sei nicht lebendig.

Mittwoch 23. August 2017

Der letzte ganze Tag auf Sylt wandte sich dem Thema Resonanz zu. Was ist das? Und kann sie dazu dienen, Ressentiments zu minimierten, einzugrenzen oder gar zu vermeiden?

Mit vier Stichworten, Verantwortung, Befreundet –Sein, Dankbar-Sein, Verzeihen können und Vergebung annehmen suchte das 3. Referat (Wolfgang Teichert) nach inselhaften Spuren von Ressentimentvermeidung. Beginnend mit einer gegenwärtigen politischen Resonanzgeschichte, nämlich der „singenden Revolution“. Besonders in Estland könne man auf eine erste nicht Ressentiment geladene politische Resonanz auf schwierigste Umstände hinweisen. Musikalisierung von Leben und Politik sozusagen, Musik als eine eigene Resonanzform, die eben nicht durch Anderes, zum Beispiel Sprache einfach ersetzt werden kann. Antwort geben mit Musik, weil ihre besondere Klangatmosphäre sich nicht dadurch erfahrbar macht, dass man sie versprachlicht, verräumlicht oder verbildlicht. So habe es

bereits Hinderk Emrich, einer der Symposionsmitbegründer vorgeschlagen.³

Kleine Definition Resonanz: „Resonanz ist die **Möglichkeit, den Zusammenhang der Welt herzustellen** und zu wahren. Das Ohr tritt in Resonanz mit den Schallwellen, das Auge mit den Lichtwellen, ... Resonanz koordiniert die Zellen und den Stoffwechsel unseres Organismus, ja sie macht erst eigentlich ein individuelles ganzes Lebewesen aus. Resonanz ermöglicht das Erfassen sinnlicher Eindrücke, die im Zentralnervensystem mit Hilfe von Resonanzmechanismen verarbeitet werden. Resonanz ist die Grundlage des Zusammenlebens der Menschen, in alltäglichen Funktionen wie Ernährung und Verkehr oder in höheren Bedürfnissen wie Spiel, Nachdenken über Gott und Welt, Liebe: Resonanz ist es, die die Welt im Innersten zusammenhält! Dass wir vernehmende und antwortende Wesen sind, ist eine Urerfahrung, die die Religion immer festgehalten hat. Martin Buber formuliert: „Wir werden in Zeichen widerfahrenen Lebens angeredet.“ Woher kommt die Anrede an uns? Und was hat das mit Verantwortung zu tun.

Können Natur, Dinge, Atmosphären, die uns umgeben, reden?

Das Schweigen der Pflanzen

Die einseitige Bekanntschaft zwischen mir und euch entwickelt sich recht gut.

Ich kenne Blatt und Blüte, Ähre, Zapfen, Stengel und weiß, was mit euch geschieht im April und was im Dezember.

Wenn meine Neugier auch unerwidert bleibt, beuge ich mich über manche absichtlich tief, und zu manchen blicke ich hinauf.

*Ich nenne euch beim Namen:
Ahorn, Leberblümchen, Klette,
Wacholder, Heide, Mistel, Vergißmeinnicht,
doch ihr gebt mir keinen.*

*Wir reisen gemeinsam.
Auf gemeinsamen Reisen unterhält man sich,
tauscht Bemerkungen aus, und sei es übers Wetter
oder über Stationen, die man rasant passiert.*

*An Themen fehlt es nicht, denn uns verbindet vieles.
Derselbe Stern hält uns in seinem Bann.*

³ Hinderk Emrich. Sagen des Unsagbaren. Zur Musikalisierung des Lebens. BoD, Norderstedt. 2015

*Wir werfen Schatten nach denselben Gesetzen.
Bemühen uns um Wissen, jedes auf seine Art,
und das, was wir nicht wissen, gleicht sich auch.*

*Ich erklär euch, so gut ich kann, fragt nur:
was es heißt, mit den Augen zu sehen,
wozu mir das Herz schlägt
und weshalb mein Körper keine Wurzeln hat.*

*Wie aber antworten auf nicht gestellte Fragen,
wenn man dazu noch jemand ist,
der für euch gar nichts ist.*

*Buschwerk, Haine, Wiesen und Schilf -
Alles, was ich euch sage, ist Monolog,
ihr hört ihn nicht.*

*Mit euch zu reden ist so notwendig wie unmöglich.
Dringend im eiligen Leben
und verschoben auf niemals.⁴*

Denn zum Selbsterleben des spätmodernen Menschen gehöre (nach Hartmut Rosa) nun aber genau dies: Die Welt klingt und singt nicht mehr. Sie ist verstummt und nicht mehr resonant. Alle Versuche aber, das Lied neu zu erwecken, folgen dem typischen modernen Modus der Steigerung. Über einen Zuwachs an Ressourcen (Geld, Wissen, Beziehungen) versuchen wir unsere Weltreichweite zu vergrößern, um schließlich zu spüren, dass uns genau auf diesem Weg das Zauberwort immer mehr entgleitet.

„Resonanz bleibt das Versprechen der Moderne, Entfremdung aber ist ihre Realität.“⁵

Wie kann die Welt zum Klingen kommen?

1. Verantwortung

Zunächst einmal: Verantwortung klingt so pflichtgemäß, so sehr staatstragend. Meist wird es von Anderen gefordert. Aber eben aus diesem Gebiet des „Sollens“ müssen wir „Verantwortung „erst einmal wieder herausholen.“⁶ Echte Verantwortung gebe es nur, wo es wirkliches Antworten gibt auf das, was einem widerfährt, auch wenn man eben nicht auf alles antworten kann. Aber man könne doch wach dem Augenblick antworten:“ Ein Hund hat dich angesehen, du verantwortest seinen Blick, ein Kind hat deine Hand ergriffen, du verantwortest seine Berührung, eine Menschenschar regt sich um dich, du verantwortest

⁴ Wislawa Szymborska. Der Augenblick. Chwila. 5.Auflage 2016. Frankfurt am Main. Seite

⁵ Hartmut Rosa. Resonanz. Frankfurt am Main. 5.Auflage 2017. S.624

⁶ Martin Buber. Zwiesprache. Traktat vom dialogischen Leben. Heidelberg 1978. S.35f

ihre Not.⁷ Verantwortung nun eben auch für nicht-personale Formen der Natur wie Tiere oder Bäume.

2. Freundschaft

Der Unterschied von Anerkennung und Resonanz wird besonders deutlich im Blick auf Freundschaftsverhältnisse, weil nämlich Freunde uns Antwort geben und zu berühren vermögen und weil wir sie erreichen können. Freundschaft sei eben im Unterschied zu Familienbeziehungen nicht rechtlich einklagbar. Deswegen entlasten sie uns sowohl vom Berufs- wie vom Familienalltag. Außerdem machten sie in der Regel Halt an der Körpergrenze. Sie geraten übrigens nur dann nicht ins gemeinsame Ressentiment, wenn sie sich gegenseitig auch zu widersprechen wagen. Denn wenn man sich gut kennt, sieht man auch den „Schatten“ des Freundes. Den kann man ansprechen ohne sich gleich schützen zu müssen und zu verhärten. Daher gehöre es unvermeidlich zum freundschaftlichen Resonanzgeschehen, sich wechselseitig zu irritieren und auch zu streiten.

3. Dankbar sein

Selten findet ein Moralist zur Dankbarkeit, weil Mündigkeit bei der Geburt immer nur als künftige Chance in Aussicht steht, tut man gut daran, (so Kant), zunächst einmal zu etwas zuzustimmen, was man selber nicht gemacht hat, nämlich geboren zu sein. Dankbar sei, wer Eltern sozusagen die Prokura erteilt, rückwirkend, dass sie sie ins Leben gerufen haben. Zu diesem Prokura Geben müssen Kinder erst fähig gemacht werden, fähig nämlich zur Dankbarkeit.



Foto: Ingeborg Arp

⁷ A.a.O. S.37

Hans Magnus Enzensberger
**Empfänger unbekannt -
Retour a l'expediteur**
*Vielen Dank für die Wolken
Vielen Dank für das Wohltemperierte Klavier
Und, warum nicht, für die warmen Winterstiefel.
Vielen Dank für mein sonderbares Gehirn
Und für allerhand andre verborgene Organe,
für die Luft, und natürlich für den Bordeaux
Herzlichen Dank dafür, dass mir das Feuerzeug nicht ausgeht
Und die Begierde, und das Bedauern, das inständige Bedauern.
Vielen Dank für die vier Jahreszeiten,
für die Zahl e und für das Koffein,
und natürlich für die Erdbeeren auf dem Teller,
gemalt von Chardin, sowie für den Schlaf,
für den Schlaf ganz besonders,
und, damit ich es nicht vergesse,
für den Anfang und das Ende
und die paar Minuten dazwischen
inständigen Dank,
meinetwegen für die Wühlmäuse draußen im Garten auch.⁸*

Im Übrigen: Wir bekommen immer mehr als wir zurückerstatten können. Unser Leben hat einen Mehrwert, besser einen Überschwang an Gegebenem oder Geschenkem, die wahrzunehmen gut täte oder, wie im Enzensberger- Gedicht, gut tut. Aber zum Dankbar sein gehört eine gewisse Freiheit: Danke, ich mach es mal wieder gut, zeigt eine unfreie Haltung. Besser also: Danke: Ich bin so frei. Das seien Zwei Haltungen, die es in sich haben. Mein plattdeutsches Lexikon schreibt, dass es dem Schleswig-Holsteiner „gegen sein gefühl“ (Mensing Band 1, Seite 674) gehe, sich mit Worten zu bedanken und dass er den Dank meist ins Scherzhafte wende, psychologisch gesagt: Er wehrt ihn ab!: ah, dor ni för! Dor wull ik nix för hatt hebben. Nix to danken, keen Orsaak
Scherzhaft: is good, pack dien Dank man achter de döör und stolper dor nich över, för dien dank kann ik mi nix köppen. Vun velen Dank sturv den Smidt oder den Prester sein Katt. (mien Naver sein Hund). Pack dien Dank man op den Böön, de is all vull.
Das klingt fast so, als sollte man seinen Dank schnell ablegen und als könnte man über seinen eigenen Dank fallen. Dank als Stolperstein sozusagen. Man verpflichtet sich Leute, indem sie einem dankbar sein müssen. Aber man kann es auch anders sehen: Durch Dankesgesten entstehen Verbindungen, die einen einigermaßen verbunden und friedlich zusammenleben lassen. Man kann das an der Enttäuschung sehen, wenn Dank ausbleibt.

⁸ Hans Magnus Enzensberger: Kiosk. Neue Gedichte. Frankfurt am Main 1995, Seite 124

4. Verzeihen

Hier kommt ein resonanztheoretisch höchst bedeutsames Moment ins Spiel: Die Fähigkeit und der Vorgang der Verzeihung.

Verzeihung nämlich wirkt wie eine Verflüssigung einer verhärteten Beziehung, es sei ein „Brückenschlag über den Abgrund“ (Verena Kast), der aber nicht mehr das Leben bestimmt. „indem man sich entschließt, sich zu versöhnen, leistet man einen großen Vertrauensvorschuß“⁹ hatte Verena Kast geschrieben. Hannah Arendt hatte bereits Verzeihen aus einem moralischen und der Nächstenliebe verpflichteten Geschehen zu einem Fundament des Politischen gemacht. Verzeihen nämlich, Erbarmen und Versöhnen machen nichts rückgängig, „sondern führen die begonnene Handlung weiter, aber in eine Richtung, die nicht in ihr lag. Die Größe dieser Verhaltensweisen liegt darin, dass sie den Automatismus des Nicht-rückgängig-zu-Machenden unterbrechen...Sie setzen innerhalb eines bereits begonnenen Handlungsvollzuges einen neuen Anfang“¹⁰ schreibt sie scharfsinnig. Ohne Verzeihen blieben wir an die Folgen unsres Handelns im Lebensprozess gekettet. Es sei Jesus von Nazareth gewesen, der dieses Heilmittel und seine Kräfte innerhalb des Bereichs menschlicher Angelegenheiten zuerst gesehen und entdeckt habe. Wo es kein Verzeihen gebe, bleibe eigentlich nur Rache als Kompensation für entstandenes Unrecht. Vergeben sieht vielleicht noch klarer. Vergeben ist, wie schon der Name sagt, eine Art des Gebens oder besser des Nehmens oder Schenkens. Sie ist - und das klingt auch im Wortstamm »geben« an - eine Gegebenheit, wie auch unser Leben eine Gegebenheit ist. Man kann das nicht herstellen. Wir sprechen ja auch zuweilen von der Gabe unsres Lebens. Vergeben begegnet denjenigen, die sich ausliefern, überraschend.

Berechtigte Frage des Referenten: Lässt sich das systematische Auslöschen von Menschen vergeben“? Nein, sagen viele Geschädigte. Kann man nicht, denn „jedes Mal, wenn ein Akt das Wesen des Menschen als Mensch leugnet, widerspricht die Verjährung, die darauf hinauslaufen würde, ihm im Namen der Moral zu vergeben, ihrerseits der Moral.«¹¹ Darauf antwortet behutsam ein anderer französischer Denker: Wenn man nur bereit wäre zu verzeihen, was verzeihbar ist (lässliche Sünden), dann würde sich »Vergebung« verflüchtigen. Denn, (so J. Derrida,) das Vergeben verzeiht nur das Unverzeihliche:

»Die Vergebung wendet sich an das Unverzeihliche oder sie ist nicht.«¹² Was so viel bedeutet wie, dass sich Vergeben immer als Unmögliches ankündigen muss. Es kann nur möglich werden, wenn es das Un-mögliche tut. Jedes Mal, wenn Vergeben im Dienste eines Zwecks steht, sei er noch so ehrenhaft, wenn man also versucht, Normalität herzustellen, ist es nicht Vergebung.

Denn **Vergebung ist weder normal noch normativ oder normalisierend. Sie bleibt Ausnahme** und ist außergewöhnlich. »Vergebung sei die Erprobung des Unmöglichen, als ob der gewöhnliche Lauf der historischen Zeitlichkeit unterbrochen würde. Sie ist unbedingt und kennt keine Ausnahme und keine Beschränkung.

⁹ Verena Kast. Wege zur Versöhnung. Stuttgart 2007.S.3

¹⁰ Hannah Arendt. Denktagebuch, München, Zürich 2003. 2.Auflage. Seite 312

¹¹V. Jankélévitch, Das Verzeihen. Frankfurt am Main 2003. Seite 247

¹² Zitiert nach H.Gerl-Falkowitz. A,a,O,. S.195

Deswegen gehört »Vergebung« nicht in die Ordnung des Austausches (horizontal), sondern sie ist eine Beziehung zwischen »Höhe« und »Tiefe« (vertikal, traditionell: Zwischen Gott und Mensch). Sie überbrückt den Abgrund der Schuld. Dies ist für Vergebung konstitutiv. Sie begleitet uns also wie ein Rätsel und ist gleichwohl in der Lage, uns abzukoppeln vom Vermögen zur bösen Tat, von unseren schlimmen Gaben, vom schweren Ressentiment, vom heimlichen Groll. Vergebung ist gütig.

Das Gespräch bemerkt, dass es ein romantisches Ideal sei, Dinge und Natur zum Klingen zu bringen (Triffst Du nur das Zauberwort). Zumindest als Innenleben habe das gewirkt, aber Resonanz werde heute eben auch nach außen gewendet und damit als politische Tugend wirksam -hoffentlich, so wie im Film, als der Mann zu einer Haltung herausgefordert werde. Die Frage sei, ob Resonanz lediglich „Energieaustausch“ sei, ob sie nur zwischen Gleichen geschehe, oder ob es sogar notwendig sei, dass sie zwischen Ungleichen (gewissermaßen asymmetrisch sich ereigne? Und wie habe man sich das im Alltag vorzustellen, besonders dann, wenn man auf Andersdenkende oder Fremde stoße? Man müsse doch nicht auf jede Anrede antworten, also immer „Ver-antwortung“ übernehmen. Das sei zu anstrengend. Aber Buber habe wohl nur beschrieben und hinweisen wollen, dass wir nicht die ersten sind, die reden, sondern, dass wir immer schon angesprochen sind und dass wir gar nichts „sollen“, sondern, dass es einfach so ist!

Diese Resonanzen zu Tagungsende erzählen davon, dass durch Hinweis auf Resonanz und Ressentiment, auf heimlichen Groll und gütigen Blick die eigene Wahrnehmung geschärft sei; es habe sich da etwas geklärt, auch wenn man das manchmal nur als Zaungast gesehen habe. Respons und Ressentiment hielten sich im Leben wohl die Waage, aber mit dem Zauberwort Resonanz“ falle auch Licht“ in eine sonst triste Diskussionslandschaft, wengleich der Schatten (C.G. Jung) noch stärker hätte zum Tragen kommen können. Jemand schreibt nach der Tagung: „Wenn wir menschlicher, „resonanter“ sein wollen, müssten wir uns wohl mal (in einer konkreten Situation) aus der Alltagswelt mit ihren Rechts- und Sozialnormen ausklinken und versuchen, großzügiger, altruistischer, anders zu sein („Eigentlich bin ich ganz anders, aber...“). Wie aber kann das in der Praxis gehen? Mit Willensanstrengung?“. Und er fügt hinzu, „er habe in diesem Symposium ein „Plädoyer für Augenmaß, Flexibilität, Großzügigkeit, Kompromissbereitschaft gesehen, „Gnade vor Recht“? Deswegen gebe es „Lust auf Fortsetzung“.

Heitere Resonanzen auf ein Seminar (Wolfgang Teichert)

Die Insel, erste Resonanz, geht durch die Nase: Die Heide blüht so intensiv wie nie, selbst der Akupunktur kundige Taxifahrer bemerkt das, als er einige von uns nach Klappholttal, auf die „Insel auf der Insel“, bringt. Ach ja, die Gerüche wie dieser Heideduft, rufen erinnernd bei einer Teilnehmerin einen anderen Heidestrauß hervor: Sie sieht den heimkehrenden Vater aus dem Krieg vor der Tür, der öffnenden Tochter unbekannt, mit eben einem Heidestrauß in der Hand. Sie hat den Duft jetzt in der Nase, Proust for ever.

Weitere Resonanzen beim Ankommen erzählen von der Beschwerlichkeit der Anreise: „Über sechs Stunden in einem Bundesland“ meint jemand. Umwege, so hören wir später, gehören zur Beschreibung von Ressentiment, jenem aufgesparten Groll, der nicht geradeaus herauskommt und sich daher aufspart und sich nicht direkt äußern kann oder mag; ein manchmal ziemlich heißes Phänomen an kühler Nordsee? Aber muss man sich gleich als resonanzunfähig ansehen oder über die „Unaufmerksamkeit“ gegenüber der umgebenden Natur klagen, wie die polnische Dichterin Symborska in einem von uns gelesenen Gedicht? Nein, berichtet wird die erste Lecture über den Unterschied von „leibeigenen Kindern“ und anderen, die angenommen oder Heimkinder sind. Diese Heimkinder, so die erste Referentin zum Thema Ressentiment (und sie wusste, wovon sie sprach) „sind immer gleich an allem schuld“.

Das hatte schon Platon festgestellt, damals in der Antike, der im Ressentiment ein „Wirken beschämter Ohnmacht“ sehen wollte. Ach ja, neben Platon gab es gleich den zweiten Intellektuellen, Nietzsche, selbst ein ohnmächtig Beschämter, der aber jedes Mitleid als heuchlerisch abgelehnt hat. Sklavenmoral! Umwertung der Werte? Um die Heuchelei endlich aus der Welt zu schaffen? Geht gar nicht, wie wir noch am Nachmittag erfahren haben. Das Gute gibt erst mit dem Bösen zusammen jenes Gespann, das man sorgsam balancieren sollte. Das Böse nämlich sei die Hefe unsres Tuns! Welch ein Brot wird da gebacken! Auto –nomie (als sich ganz und gar selbstbestimmen können und wollen), schafft man nicht, ist überfordernd, anstrengend. Dann also lieber Heteronomie (Fremd sich bestimmen lassen). Das will ein erwachsener Mensch schon gar nicht. Was aber dann? Theonomie! Wie war das gleich bei Otto: Tee oder Kaffee, Theo wir fahren..., Theodorant. „Theo“ jedenfalls ist unsagbar, aber nahbar. Vielleicht irgendwie eine rettende Kraft, wenn man sie nicht immer unter der Perspektive des „Du-sollst-Onkels sieht, sondern als Instanz zu der man einfach „DU“ sagt, wie in dem gezeigten Film, in dem der Name zuerst nicht genannt werden durfte, weil den zu kennen, wie man ja von Wagner weiß, ebenfalls wieder Ressentiment produzieren könnte, Besitzansprüche zum Beispiel. Überhaupt: Wir reden immer nur davon als wären wir selber die Ressentimentgeladenen, was aber – so die Frage der 2.Lecture – wenn die Ressentiments auf uns – die Europäer – zurollen. Welle auf Welle! Zum Beispiel, weil wir Neid erwecken durch unseren Luxus. Den freilich sollte jeder haben, wünschte sich schon Voltaire. Nein, sagt sein Antipode Rousseau, einfaches Leben ist angesagt, Müsli und zurück zur Natur, wie damals bei Henry Thoreau, ein Widerstandsdenker im Wald mit dem unbändigen Verlangen nach einer anderen natürlicheren Perspektivem wie hier in den Dünen? Mit Sich selbst ins Reine kommen? Jedenfalls: Voltaire und Rousseau – so die These – streiten sich noch heute, wie man zum Beispiel an einem jüngst gesendeten Gespräch zwischen Jutta Dittfurth und Wolfgang Bosbach gesehen hat. Sind das einfach Wiederholungen? Gibt es eine Flucht zur alten Religion? So einfach geht das nicht, haben wir gehört, denn Religion spaltet. Aber Geld – das

halte Muslime, Juden, Christen, Buddhisten etc zusammen. Aber so ganz stimme das nicht, denn arm und reich sei immer mehr zur Spaltschere geworden. Zwar ist ökonomisches Gesetz: Eigennutz führt zu Gemeinnutz, aber eben Eigensinn führt nicht automatisch zu Gemeinsinn, wie ein Teilnehmer sofort angemerkt hat. Das „böse Auge“, der Neid, die Gier und die Nachahmung begrenzen die Ressourcen, nur die „Güte“ sei unbegrenzt – behauptet ein altes Gleichnis. Wer meinte, Leistung müsse sich immer lohnen, sieht sich hier enttäuscht, weil die Metapher alle Perspektiven ziemlich heftig verrückt. Frage: Können Güte und Gerechtigkeit sich küssen? Finden die Moralisten zur Barmherzigkeit? Was sind das für Fragen? Abgehoben? Intellektuell? Unser Leben jedenfalls kann als einzige Anrede an uns verstanden werden, Anrede von Anderen: Menschen, Tieren, Natur, Dingen? Wer redet da? Und wie vernehmen? Zuhören können als ein Ausweg aus entstehendem Ressentiment? Verlangsamung? Verantwortung, wenn ein kleines Kind Dir vertrauensvoll seine Händchen in Deine legt? Oder einfach „Danke“ sagen, dass ich geboren bin – Danke – ich bin so frei und nicht – wie die Plattdeutschen, „Ich mach s mal wieder gut“? Um die Lasten des Vergangenen leichter zu machen und nicht in die Falle des Ressentiments zu gehen – verzeihen? Gar vergeben?



Schuhe an der Treppe zum Strand in Klappholttal. Foto: Doris Schick

Dazu eine Abschlussgeschichte: Bei einem Besuch im Russland der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Ein pastörllicher Kollege wollte von Pitirim, dem Patriarchen von Wolokolamsk, angesichts der deutschen Kriegsgreuel und des Verhungern Lassens von 60000 eingeschlossenen Leningradern Vergebung für die Untaten. Pitirim sah mich groß an mit seinen blauen Augen: „Vergeben“, sagte er, „kann nur Gott“

Ist auch diese Antwort ein Ressentiment oder doch eine resonant realistische Andeutung, manchmal dem Himmel zu überlassen, was wir nicht leisten können?

Aufgeschrieben von Wolfgang Teichert. August/September 2017